



KÖLN 1531. AUSSCHNITT AUS DER STADTANSICHT ANTON WOENSAMS VON WORMS

Nichts ist heutzutage seltener als das Konkrete. Wenn man von Hausbau reden hört, diesem Inbegriff des Heimlichen, Begrenzten, Genauen, dann kann man sicher sein, daß es sich nur um die neueste Verkleidung des Abstrakten handelt, die jeweils neueste Ausflucht gescheiterten, an der eigenen Abstraktion gescheiterten Städtebaus. - Da gibt es ein zerstörtes Stadtgebiet, Krieg, Sanierung, Mauerbau, Grenzübergang und Sozialer Wohnungsbau: der Berliner Moritzplatz. Ein Wettbewerb wird ausgeschrieben, um Ideen für die Wiedergewinnung eines Stadtviertels zu sammeln, ein Wettbewerb für den Nachwuchs, die „Jungen“. Und was ist drin, was kommt heraus aus den jungen Köpfen? Es ist z.T. entsetzlich, flächenmäßig neuestes Design aus Wien oder Berlin oder Dortmund oder ... (aber hat diese Art, Architektur zu zeichnen statt zu bauen, überhaupt einen Ort?), und darein verpackt, nicht gerade mehrheitlich, aber schlicht und einfach zu oft, beängstigend oft, die Allmachtsphantasien von vorgestern, die eigentlich nur noch den Führer und obersten kriegsführenden Städtebauer brauchen, der sie im Maßstab 1:1 zu bauen befiehlt, aus reiner Liebe zur Architektur. Das ist Planungswahn, flächendeckende Verfügung über Stadtteile von oben herab - aber nach rückwärts ausgedrückt, in Hausbauform, Hausbau freilich für niemanden, für verwaltete unsichtbare Massen, für Tote, fürs bloße Dastehen und den schönen Verfall (Wiener Autoren - der Handschrift nach zu urteilen - haben es wenigstens offen gezeichnet).

Ja, und was setzen wir dem entgegen? Sind wir, z.B. hier in dieser Zeitschrift, denn jene Liebhaber des Konkreten, die das erlösende Gegenwort wüßten, das Lösungswort eines Bauens für Menschen? Handeln auch wir nicht mit Abstraktionen? Was läßt sich dem Postfaschismus im Kopf oder der mit Foucault getränkten (aber bitte, lassen wir Foucault selber da aus dem Spiel, es gibt hier nur so verdammt viele, die eine so verdammt deutsche Stimmung daraus machen) Ruinen-sehnsucht und Fassadengröße entgegensetzen? Die behutsame Erneuerung? Wer einmal das Glück hatte, das Konkrete, irgendwo (z.B. am Moritzplatz) am Schopf oder Schwanz zu packen, der weiß, daß auch da mit Abstraktionen gehandelt wird, wenn auch sympathischen, der Realität ähnlicheren. Aber nehmen wir wenigstens die Hausbauvokabel

Dieter Hoffmann-Axthelm

Vom Hausbau zum Stadtbau und zurück

des neuesten Städtebaus beim Worte und testen wir sie durch - es wird kein ganz kurzer Weg sein, aber vielleicht kommen wir im Kopf einen Schritt weiter.

Stadtbau und dergleichen

Stadtbau, das ist der alte Wunsch, aus Häusern eine Stadt zu machen. Wenn man weiß, daß es ein Wunsch ist und daß wir das Scheitern immer schon hinter uns haben, dann läßt sich mit Gewinn darüber reden, dann läßt sich vor allem auch das, was an diesem Wunsch richtig, hilfreich und unter Bedingungen sogar zuweilen realistisch ist, ohne Angst zur Geltung bringen. Dieses „ohne Angst“ ist wichtig, denn wenn man das, was in der Stadtbauvorstellung als blanker lockender Kern drinsteckt, immer erst einmal abschwächen und mit Absicherungen verhängen muß, aus Angst, mißverstanden zu werden, Ideologie zu verbreiten, jenem anderen, existierenden und nicht mehr durch Wünschen erst herbeizubringenden Stadtbau das Wort zu reden, dann ist die Kraft weg und die Wünschbarkeit auch.

Eine Stadt kann man nicht bauen. Davon sollte man als einsichtiger, als erwachsener Mensch erst einmal ausgehen. Stadtbau im wörtlichen Sinne, als Vorstellung, eine Stadt hinzusetzen, wo noch keine ist, oder Stadtbaukunst, wo Chaos und planierte Grundstücke vorhanden sind, das geht nicht, auch unter günstigsten politischen und finanziellen Bedingungen nicht. Es mag einer (z.B. Rob Krier) noch so überzeugt auf seine Blätter das Leben zeichnen, das er sich für seine Stadtbaukunst vorstellt, in der Wirklichkeit, auch und erst recht, wenn alles so gebaut wird, wie geplant, erzeugt Architektur kein soziales Leben, eher das Gegenteil. Zum Stadtbau gehört der Mißerfolg wie das Amen zur Kirche. Deshalb ist das Stadtbauen ein so

erfolgreiches Kinderspiel, mit einem Baukasten aus Häusern, oder mit Ausschneidebögen, mit Tannenzapfen und Holzstückchen, im Sand oder auch als kooperatives Spiel in Schule und Kindergarten, wo die Kinder die Bausteine sind, wie in Hindemiths Kantate „Wir bauen eine Stadt“. Der größte Stadtzerstörer der deutschen Geschichte, Adolf Hitler, war nicht umsonst Deutschlands fanatischster Modellbau- und Hobbyarchitekt; je schlimmer sein (und unser) Krieg die Städte (und nicht nur die deutschen) zerstörte, desto tiefer verkroch er sich in die Stadtmodelle seines Kriegsorganisationsministers, des Generalinspektors für die Reichshauptstadt.

Braucht es da weitere Evidenz? Die Stadtgründer, deren Initiative wir die meisten deutschen Städte verdanken, begnügten sich mit Landausstattung und der Berufserfahrung ihrer Lokatoren. Was dagegen aus den Stadtbauplänen der barocken Territorialfürsten wurde, ist wenig ermutigend. Sie waren immerhin die letzten, die es sich leisten konnten, das Gesellschaftsspiel „Wir bauen eine Stadt“ im Maßstab 1:1 zu spielen. Sie drohten und schmeichelten, erpreßten oder bezahlten gleich aus eigener Tasche, um dieses Spielzeug einer selbstgebauten Stadt zustandezubringen. Und welch eine jämmerliche Bastelei war es, ob Ludwig XIV. oder der Herzog von Mecklenburg-Neustrelitz. Die meisten blieben im Sande stecken. Eine Stadt besteht eben nicht aus Häusern, und eine Hofgesellschaft, zusammengepfert mit einem Bauerndorf, das wurde auch niemals eine Stadtgesellschaft, ob Venaria Reale oder Neustadt an der Dosse. Erfolge wurden nur die Städte, wo das reale Leben sofort die staatliche Planung über den Haufen warf, Livorno, Triest etwa. Die Hugenottenstädte, die sich in Deutschland immerhin bis zu Kriegs- und Sanierungsstörungen dieses Jahrhunderts als Form lebendig hielten, lebten

von dem mitgebrachten Leben der Einwohner, nicht vom Stadtplan. Zahllos ist dagegen, was an Stadtbaukunst, obwohl nach allen Regeln der Kunst gebaut, verkümmerte, verdörflichte, versandete, verschlammte, von Palma Nova über Richelieu bis Landskrona. Das alles ist faszinierend zu untersuchen, aber eine Ermunterung für Stadtbaukunst gibt das nicht her.

Nun wird natürlich sofort jeder überzeugte Stadtbaukünstler einen kleinen eleganten Schritt zurück tun und uns mit gewinnendem Lächeln, siegessicher, folgende Frage stellen: Wenn ohnehin gebaut wird, ist es dann nicht besser, der kommerziellen Baumasse eine künstlerische Form zu geben, statt die Spekulanten weiter Chaos produzieren zu lassen? Kein Zweifel, daß das, seit Camillo Sitte, die Basis der modernen Stadtbaukunst ist. Daß der Staat sich nicht mehr für schöne Plätze und Achseneffekte interessierte, das hatten die Architekten während des 19. Jahrhunderts begreifen müssen. Der Staat war erwachsen geworden, er spielte nicht mehr mit Häusern, sondern sah zu, wie er mit seinen Aufgaben, Straßenbau etc., so billig wie möglich wekam. Wem man dagegen noch Spieltrieb zutraute, war der Terrainspekulant. Der wollte Parzellen verkaufen, und um diese Parzellen günstig loszuwerden, mußte er eine Szene mitliefern. Wohnen am Park, am Crescent, am Boulevard, am Wasser, Geschäftshaus in günstiger Lage, im zukünftigen Nebenzentrum. Die Ehrgeizigen unter den Architekten, die Stadtbauer, begannen - der Wettbewerb Groß-Berlin von 1910 (Möhring, Schmitz, Jansen) bewies es -, selber wie Spekulanten zu denken und den Staat, dem sie eine neue monumentale Stadt bauen wollten, zur Spekulation großen Stils mit aufgelaassenen Bahngeländen anzustiften. Wiederum: erst Speer und sein oberster Feld- und Stadtherr nahmen es sich zu Herzen, mit der Republik war da nichts anzufangen.

Daß die Ehe Spekulation/Stadtbaukunst zeitweilig funktioniert hat, ist nicht zu leugnen, es fragt sich immer nur, wie hoch man die Kriterien ansetzt. Nach den großen Wohnplätzen der Terrainspekulanten um 1900 (in Berlin z.B. Georg Haberland, der König von Schöneberg) lecken sich die Leute heute die Finger, nicht zuletzt die mickrigen Spekulantenenkel, die ihrerseits die Courage zu solcherlei stadtbaukünstlerischer Investition nicht mehr haben, sondern lieber die ihrer Vorfahren noch einmal auslutschen möchten. Aber das Prinzip Vorderhaus-Hinterhaus galt natürlich auch hier. Wo an vermögende oder zumindest zum Gehabe des Vermögenden gesellschaftlich verpflichtete Abnehmer nicht zu denken war, da fehlt in eklatanter Weise auch die Stadtbaukunst. Erst Genossenschaften, Erbbaureine usw. bezogen um 1900 den Stadtanspruch auch auf das, was hinter den Fassaden war. Für diese Aufgabe waren aber die Vorstellungen der Stadtbaukünstler denkbar ungeeignet. Denn deren Vorstellungen verdankten sich dem Tourismus in die Vergangenheit. Es versteht sich von selbst, daß die Übertragung historischer Lösungen, die der Tourist um 1890 als beglückend erfuhr, nicht Stadtfunktionen, sondern nur Stadtbilder übertragen konnte, eben das, was Stift und Fotoapparat so fähig sind, aus solchen Reisesituationen mitzunehmen. Das extrahierte Bild konnte dann, selbst wenn der Spekulant sich fand, der es bauen wollte, eben nur als Bild gebaut werden, als inszenierte Oberfläche einer im übrigen völlig modernen Investition. In die Tiefe war mit solchen Mitteln per definitionem nicht zu gehen, das hätte die Investition nämlich gestört, und wo man eine Investition fand, die noch die Tiefe erforderlich machte - die Passage -, da wurde das ökonomisch garantiert eine Pleite, abge-



Soest, Westfalen. Luftbild

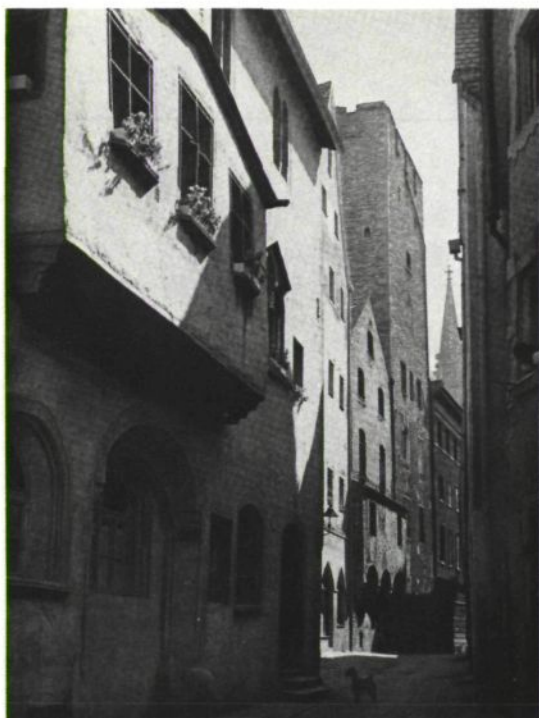
sehen davon, daß die Passagentiefe auch nur die Verlängerung des Scheins war, nicht die Ausbreitung des Stadtbildes auf die Verwertungszonen hinter der Fassade. Das Stadtbild war der Sache nach als Mittel begrenzt auf den Bereich der investitionsbegleitenden Kosmetik.

Eben das ist nun aber bis heute der springende Punkt: Stadtbaukunst ist nur dann, und gerade dann, möglich, wenn auf soziale Rücksichten weitgehend verzichtet wird. Die Reflexion darauf, wie zwei Baukörper zueinander eine bestimmte Räumlichkeit entfalten, welche Höhe, erscheinende Masse, welche modularen oder ornamentalen oder materialmäßigen Entsprechungscharaktere den gewünschten Stadtraum ergeben, ist von sich aus schon nur unter - möglicherweise nicht als solcher gewollter - Abstraktion von konkreten Lebensverhältnissen möglich. Genau diese Selbstvergessenheit der Kunst brauchen natürlich auch die Spekulanten, die auf Stadtbildlichkeit erpichten Banken, Versicherungen usw. Nur diese sind, zumindest wenn anders der Umsatz nicht mehr zu forcieren ist, geneigt und in der Lage, für Stadtbaukunst Geld auszugeben. Da ohnehin so gut wie ausschließlich mit gehobenen Angeboten spekuliert wird (der Massenwohnungsbau verbleibt ungeneidet bei den kommunalen und genossenschaftlichen Trägern), sind die Allianzen vorgezeichnet. Die ästhetisch erforderliche Modellierung der Stadtbaulemente ist einerseits strukturell dem spekulativen Zugriff auf das Terrain gleichgestaltig, und sie braucht, um sich realisieren zu können, als ökonomische Basis eine diktatorische Verfügung über die Situation, die politische, Bewohner- oder Denkmalspflegeansprüche so weit wie möglich ausschließt. Alles andere würde den Schöpfungsakt der Stadtbaukunst beschränken, es hieße zudem, daß andere schon gebaut hätten, daß Mitschaffende zu akzeptieren wären: das Vorhandene, die Ideen derer, die schon da sind, die Geschichte des Ortes als zumeist destruktive, alles das in Kürze, was von sich aus schon die Stadtsituation interessant machen, also die Kunst im Stadtbau überflüssig machen könnte. Aus dieser Logik ist, so wie die Ökonomie der Städte heute nun einmal ist, nicht herauszukommen. Herauszukommen ist nur durch den Verzicht auf Stadt, durch Herausgehen. Und was wir dann bekommen, sind Varianten von Port Grimaud (aber das ist ein anderes, auf ein andermal zu verschiebendes Thema).

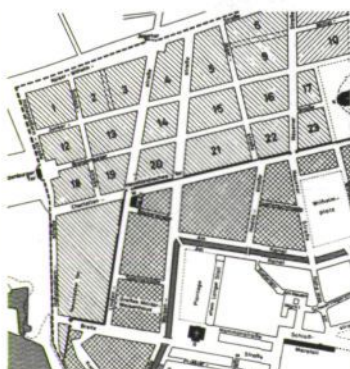
Exkurs: Hausbau in der Stadt

Eine Stadt besteht nicht aus Häusern, sondern aus Haushalten: sozialen Einheiten, die in bestimmten Häusern ihre mehr oder minder genaue, zutreffende oder widerstrebende Lokalisierung finden. Daß man eine Stadt nicht additiv aus Häusern aufbauen kann, heißt vor allem, daß man sie eben nicht aus willkürlichen Hüllen beliebiger sozialer Einheiten bauen kann. Solange die Bewohner einer Stadt ihren Hausbau selbst organisiert haben, gab es da gar kein Problem. Erst der staatliche Städtebau der Neuzeit, der für beliebige Populationen typisierte Stadtanlagen mit Typenhäusern baute, brachte das Problem in der heutigen Schärfe in die Welt. Heute ist Hausbau ein nahezu historisches Thema: angesichts der Übermacht der Reglementierungen ist es allemal der Staat, der das Haus baut.

Die Macht des Staates hat historisch seine Wurzel in dem Problem, wann aus Häusern eine Stadt wird. Die Gegenmacht der Bewohner lag in der Entscheidung, aus welchen Häusern eine Stadt wurde. Was Häuser zu einer Stadt machte, war ursprünglich ein Bündel von dem Landesherren verliehenen Rechten; erst sekundär wurde die Sichtbarkeit dieser Rechte (Mauerringe, Marktplätze, Rathaus usw.) zum Politikum, wurde also die ästhetische Tatsache, daß eine Stadt „wie“ eine Stadt aussah, zu einem Faktor, mit dem Politik gemacht und Stadtfähigkeit, Politikfähigkeit behauptet werden konnte. Erst zu diesem Zeitpunkt, zu Beginn der Neuzeit, kamen Stadtregierungen auf die Idee, Häuser zu normieren, damit kein Widerspruch sei. Das halten die Leute heute gemeinhin für Mittelalter; im wirklichen Mittelalter baute jeder, was er brauchte, die Bauern Bauernhöfe, die Adligen Burgen, die Handwerker und Kaufleute jeweils ihrem Zweck angepaßte Versionen des ortsüblichen Bauernhauses (Stadthaus als Typ gab es ja nicht), die Bettelmönche bauten in den Neustädten des 13. Jahrhunderts veritable Klöster. Alle diese Bautypen kamen vom Lande und bezeichneten von sich aus keineswegs „Stadt“, sondern eher das Gegenteil. Es gibt immerhin zwei Städte in Deutschland, die es sogar verstanden haben, dem



1.2. Regensburg, Hinter der Grieb, Geschlechtertürme, Stadtplan um 1910
 3. Lincoln's Inn Field, London. Lindsey House, 1640 erbaut
 4.5. Wien I. Minoritenkirche, Situationsplan um 1910. Wien: eine Stadt aus Palazzi, selbst die Kirche paßt sich an.
 6.7. Berlin-Potsdam, Holländisches Viertel, Planausschnitt, Häuser an der Lindenstraße



Anpassungsdruck der Neuzeit zu widerstehen und je ein Extrem unstädtischen Hausbaus als vorherrschenden Typ des Stadtbaus festzuhalten. In *Soest* ist bis heute das ländliche Gehöft mit allem, was an Wirtschaftsraum dazugehört, der die Stadt prägende Haustyp geblieben, in *Regensburg* dagegen die adlige (und in Anpassung patrizische) Burg in der Form des vielgeschossigen Geschlechterturms.

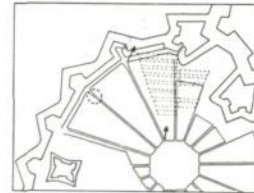
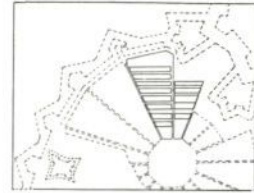
Soviel Eindeutigkeit ist die Ausnahme, sie zeigt aber doch mit ausreichender Schärfe, daß Haustyp und Stadtfunktion primär nichts miteinander zu tun haben. Erst sekundär, über das neuzeitliche Problem einer politischen Stadtbildlichkeit, ist das Bürgerhaus zum Indiz von Stadt geworden. Das Bürgerhaus ist aber nie etwas typologisch Konsistentes gewesen, es war bis zu seinem Untergang immer das, was es seiner Herkunft nach sein sollte: ein Haus, das - unabhängig vom regional bestimmten zugrundeliegenden Typus - vor allem eine Öffentlichkeitsfläche vorweist, in der es sich als Teil von Stadtbildlichkeit behauptet. Das Bürgerhaus ist noch in der Hoch-Zeit der Staatsbaukunst, im 17. und 18. Jahrhundert, eher eine ästhetisch-ideologische als eine typologische Größe gewesen. Man überformte den lokalen, meist noch ländlichen Haustyp. Neuschöpfungen brachten nur die Weltstädte hervor. Das Musterhaus sämtlichen Wohnungsbaus in London bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, *Lindsey House* (Lincolns Inn Field, 1641) war eine solche, es ließ den überformten Typ vergessen. Ein ähnlicher Klassiker war schon zwei Jahrhunderte vorher der italienische Palazzo: auch er ließ unter der Wucht der sichtbar gewordenen städtischen Form den zugrundeliegenden funktionalen Typus vergessen, auch er wurde zum allseitig neu adaptierbaren neutralen Regelfall, mit dem sich ganze Stadtviertel bestreiten ließen. Die Mitte zwischen Palazzo und individuellem Bürgerhaus, das bürgerliche Mietshaus, wurde erst im 18. Jahrhundert in Paris und Berlin entwickelt. In den kleinen deutschen Residenzstädten dagegen wurden Typenhäuser künstlich und ohne Ansehen der meist wenig bürgerlichen Bewohner geschaffen und verordnet, im Einzelfall modelte man sie soweit nötig auf den gewünschten Funktionstyp hin um: das Städtische daran tendierte im Regelfall zur Maskerade, wobei Polizeibestimmungen dafür sorgten, daß Viehaustrieb oder Holzerkleinerung und -stapelung auf die Rückseite der Parzelle verlegt wurden und die Straße vorne nicht dementierten. Es stand eben keineswegs mehr den Bürgern frei zu bestimmen, aus welchen Häusern die Stadt bestehen sollte.

Diese Zwangsverstädterung war nicht einmal ganz allgemein. In einigen kleinen Residenzstädten oder Stadterweiterungen war das Musterhaus direkt ein ländlicher Gehöfttyp, dem nur ein den Staats- und Stadtanspruch propagierender Giebel verordnet wurde. Die allererstauulichste Freiheit in diesem Punkte aber bewiesen bereits im 16. Jahrhundert die Fugger, indem sie mit der Fuggerei den Typ der stadtzugeordneten Siedlung erfanden. Die Fuggerei ist, nach Funktion wie Bildlichkeit, die erste künstlich geschaffene kleine Stadt für kleine Leute. Sie war eine private Teilstadt, die sich folgerichtig nicht der Formen der offiziellen Stadt bediente: bewußter Verzicht auf die stadtbildliche Einheitlichkeit zugunsten eines, gleich dem Ghetto,

ausgrenzbaren Teilbereichs mit eigener Lesart. Die späteren staatlichen Siedlungsunternehmen (z.B. die preußischen Gärtner- und Weberkolonien Friedrichs II.) gingen dagegen aufs Land oder verzichteten auf die Siedlungsform zugunsten der offiziellen Formen der Stadterweiterung (so die vielen Hugenottenstädte). Eine erstaunliche Ausnahme davon bildet der Nyboder in Kopenhagen, eine Siedlung für die Seestreitkräfte mitten im Stadterweiterungsgebiet östlich der mittelalterlichen Altstadt, die Christian IV. nach einem halb am Militärlager, halb am Bauerngehöft orientierten Plan anlegen ließ, der bis heute sozial funktioniert und zu einem Grunddatum der dänischen Wohnungsarchitektur geworden ist; auch hier ein bewußter Bruch im Erscheinungskanon der Stadt (obwohl dieser Kanon überhaupt erst das Werk Christians war), der gezielte politische Gründe und soziale Grundlagen hatte.

Diese beachtliche Unsicherheit hinsichtlich des Zusammenhangs von Hausbau und Stadtbau betrifft also bereits die klassischen Epochen der Stadtentwicklung und der Stadtbaukunst (historisch erst das eine, Mittelalter, dann das andere, frühe Neuzeit). Von daher ist vom 19. Jahrhundert, dem Jahrhundert der bürgerlichen Gesellschaft, nicht zu erwarten, daß es da zu soliden Beziehungen geführt hätte, endlich hin zu jenem Stadthaus, mit dem heute so gerne argumentiert wird und das es doch historisch höchstens als Sondertyp demokratischer Verhältnisse (England) oder patriarchalisch geprägter Stadtrepubliken (Bremen) gegeben hat. Statt der Fuggerschen Klientel oder der Seesoldaten Christians IV. gab es inzwischen eine ganze Klasse, die im wesentlichen vom Lande kam, auf städtisches Ambiente keineswegs scharf war, und von der niemand wußte, wohin sie städtebaulich eigentlich gehörte. Zunächst verkrochen sie sich noch in Keller, Dachböden, Katen und Buden. Dann wurden sie zu zahlreich, unter sich zu differenziert und zu selbstbewußt, um sich damit zu begnügen. Was dann entstand, ist schwer unter einen wirklichen Stadtbegriff zu bringen. Die entmischten Arbeiterviertel Berlins, die Werkssiedlungen des Ruhrgebiets, die spekulativen Arbeiterviertel von Paris (XIIIème und XIVème), der Londoner Nordosten und Süden (Hackney einerseits, Fulham andererseits), all das ist gleichzeitig. Die jeweilige Antwort auf die Frage, wie die Arbeiterbevölkerung zu hausen und in die Stadt einzubauen sei, bezieht sich auf die jeweilige lokale Vorgeschichte. Wie sich die Industriesiedlungen des Ruhrgebiets und die Londoner Arbeiterterrassen nur oberflächlich ähneln, so die Mietskasernen von Wien - Ottakring, Paris - Montparnasse, Kopenhagen - Nørrebro, Turin - Barriera di Milano oder Berlin - Wedding. Man kann, wenn man die Ebenen der Vergleichbarkeit genau genug definiert, Beziehungen herstellen, aber daraus keinen Typ des städtischen Arbeiterwohnhauses synthetisieren.

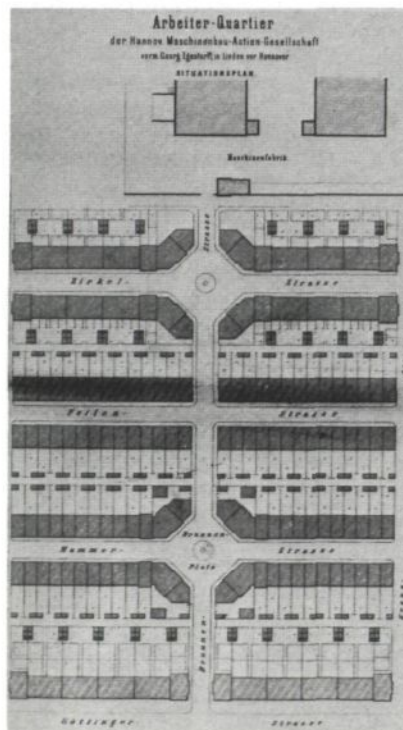
Gleichzeitig mit dieser Anpassung der Arbeiter an die bürgerliche Stadt lief unter Bürgern der entgegengesetzte Prozeß. Die Bürger wollten hinaus aufs Land, und wenn nicht wirklich weg von der Stadt, dann wenigstens so weit nach draußen, daß sie bei bequemer Vorortbahnverbindung „im Grünen“ wohnen konnten, in offenen Vierteln, in weniger



1.2.3. Nyboder Kopenhagen
Pläne 1631–39, 1649



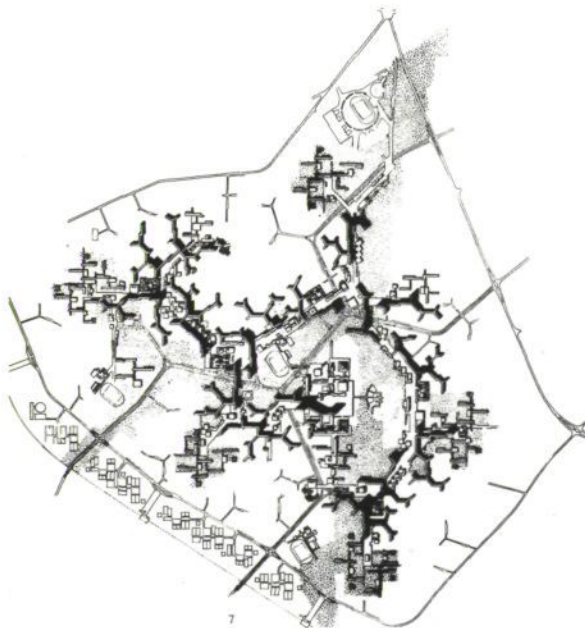
4.5. Berlin, 'Stadthaus' Wilhelmstr. 136, Planusschnitt Südl. Friedrichstadt



6.7. Arbeitermiethausbau, Hannover-Linden



New town' Cumbernauld, Wohngebiet Park 1



Generalplan Toulouse Le Mirail



Sanierung Kopenhagen Nørrebro



Paris, Rue des Hautes Formes

offiziellen Stadtformen, je nach sozialer Lage in einer bescheidenen niedlichen Kleinstadtilusion oder in einem auf Oberklasse pochenden Villenambiente. Die Stadt differenzierte sich eben, jeder Haustyp und jedes Stadtbild fanden ihren besonderen sozialen Platz. Architekten und Spekulanten wußten, was sie dem jeweiligen Ort schuldig waren - das machte Ende des 19. Jahrhunderts die Einheit des Stadtbilds aus, die Städtlichkeit von Häusern, den Zusammenhang von Haus und Bild im Einzelfall und im Stadtganzen. Grundsätzlich war - die Zehensiedlungen bewiesen es - Hausbau auch ohne Stadt möglich. Der Stadtbezug als Funktionsbündel wie als Ästhetik war eine Frage der lokalen Umstände und der sozialen Ansprüche.

An diesem Punkt der Willkür und Zerstreuung trat die „Neue Stadt“ auf, die Vorstellung einer totalen Stadtordnung ohne individuellen Hausbau, ohne individuelle Ansprüche, ganz makellose Gerechtigkeit funktionaler Flächen- und Massenzuweisungen. Sie ist nie recht gebaut worden, und so kennen wir nur halbe, stümperhafte oder siedlungsmäßig bescheidene Versionen und eine wenig erfreuliche Nachgeschichte der Idee, die moderne New Town ohne Industrie, aber mit Millionen isolierter Wohnzimmer und Badestuben, mit Hochhaustürmen und Wohnhäusern für 5000 Menschen. Das Thema Haus in der Stadt schien für alle Zeiten erledigt. Wo es noch Häuser gab, war der Abriß im Gange oder vorhersehbar. Überall fraßen sich die Bagger in die Städte hinein. Die englischen Arbeiterterrassen verschwanden ebenso wie die zugehörigen alten Innenstädte. Banken, Kaufhäuser, Bürohochhäuser traten die Nachfolge letzterer an, alles Großbaustellen, wo man sich mit der Vokabel Hausbau nur lächerlich gemacht hätte. In Berlin war im übrigen sogar errechnet, wann etwa das letzte Arbeiterhaus abgerissen sein würde; aber die Sanierung marschierte überall, früher oder später, schneller oder langsamer, ob Paris, Manchester, Wien, Kopenhagen, Brüssel, Nürnberg oder Amsterdam. Aber auch den bürgerlichen Villen ging es an den Kragen, sie wurden mit den gleichen Methoden geknackt wie die großen Mietshäuser der Arbeiterviertel, die Gärten und Parks mit Zeilenbauten zugebaut, eine allgemeine Abrechnung mit dem 19. Jahrhundert schien im Gange.

Inzwischen ist das Modell in der Krise. Es wäre eine Illusion, an ein Verebben der Umwälzungstut zu glauben. Der materielle Austausch der Städte geht weiter, aber in merkbar subtileren Formen. Der Glaube an die großen Wohnmaschinen und an die architektonischen Großformen (Toulouse - Mirail, Amsterdam - Bijlmermeer, Grigny - La Grande Borne bei Paris, Hamburg - Steilshoop etc.) ist gebrochen. Wo, wie in Paris, das Bevölkerungswachstum weitergeht und ein Nachlassen des ökonomischen Drucks noch nicht fühlbar ist, da werden die gewohnten Quantitäten weiter gebaut, aber mit einer neuen Ästhetik. Man kann in Paris diesen Wechsel im Sanierungsgebiet südlich der Place d'Italie verfolgen: hatte man zuvor an der Rue Tolbiac Wohntürme auf die leergeräumten Parzellen und Hinterhöfe gesetzt, so wird in der Rue des Hautes Formes mit historischen Stadtsymbolen in n-facher Vergrößerung reagiert (der Name der Straße ist alt, aber die neuen Formen

hängen, ihn wörtlich nehmend, in der Tat sehr hoch). In den BRD-Städten scheint sich dagegen eine echte Herabstufung von Massen und Tempo einzuspielen. An der Erbarmungslosigkeit des Vernichtungskampfes gegen die alte Bausubstanz, gegen den historischen Häuserbau, die Stadt individualisierter Interessen, ändert das alles wenig. Unter dem Titel Stadtreparatur geht es gerade den individualisierten, den diskontinuierlichen Situationen zu Leibe, den ungeordneten Höfen, halben Ecken, informell genutzten Lücken. Die Schließung der Blockränder stellt, zusammen mit Vereinheitlichung des Eigentums, eine durchlaufende Einheit her, wo die erhaltenen Altbauten kaum mehr als Farbvarianten innerhalb der Blockanlage darstellen, um so eindrucksvoller, wenn sämtliche Seitenflügel, nach hinten hinaus abgesägt, Quergebäude, Gewerbebauten und Remisen abgerissen sind. Man erreicht so jene mittlere Anonymität, die auch der Neubau inzwischen wieder eingeholt hat, wenn eine großförmige Wohnanlage der besseren Aneignung durch die Bewohner wegen segmentiert und verschiedenen Architekturbüros zur Bearbeitung überlassen wird.

Diese mittlere Anonymität ist nicht an sich bedeutsam. Sie ist wichtig als Reaktion - auf etwas, was innerhalb der Großanlagen heutiger Bauträger, es seien nun private Spekulanten oder öffentliche bzw. öffentlich rechtliche Wohnungsbaugesellschaften, gar nicht zu reichend ausgedrückt werden kann. Man möchte eigentlich wieder Häuser bauen, nur, die selbstgesetzten Bedingungen sind eben nicht so. Zum Hausbau gehört ein Subjekt, das sich dieses Haus baut. Ein Investor, der noch während des Baus die einzelnen Wohnungen an Wohnungseigentümer verkauft, eine Baugesellschaft, die eine ganze Blockkante auf einmal bebaut und Einzelhäuser nur entlang Brandschutzabschnitten und mit wechselnden Anstrichen o.ä. ausweist, stehen von ihrer Struktur her dem Hausbauwunsch im Wege. Sie sind daher auf Vermittlungsideologien angewiesen.

Eine dieser Vermittlungsideologien ist das Konzept der Stadtreparatur bzw. der die Stadt reparierenden Stadtbaukunst. Dahinter steckt die Hoffnung, eine dem gewohnten Investitionsvolumen entsprechende städtebauliche Einheit zu finden, eine theoretische und ästhetische Rechtfertigung des vereinheitlichten Blocks: ein Mittleres zwischen Stadt und individuellem Haus, eine konzeptuelle Basis für die mittlere Anonymität reindividualisierender Großbauten, es sei nun ein Kaufhaus in Celle oder ein Berliner Wohnblock. Die zweite Vermittlungsideologie ist wesentlich spröder, daher bei den Trägern glatt ungeliebt, ohne deshalb aufzuhören, eine im augenblicklichen Stadtentwicklungsprozeß unentbehrliche Figur zu sein: das Konzept der behutsamen Erneuerung. Dieses Konzept richtet sich an die traditionellen Träger, die alten, seit je im Sanierungsgeschäft tätigen Wohnungsbaugesellschaften und -genossenschaften und versucht, diesen ergrauten Trägern ein soziales Blockmodell nahezubringen: eine sozialplanerische Vermittlung zwischen Stadt und Einzelhaus, eine in ihrer architektonischen Instrumentalisierung - und das heißt in der Regel: Ästhetisierung - konzeptionelle Basis für die mittlere Anonymität des sanierten Altbaus.